

Von Ordnung, drinnen und draussen, und von Wald und Wildnis



«Jeder soll nach seiner Fassung selig werden», meinte einst der Preussenkönig Friedrich II (1712-1786). Dies zeugt von einer gewissen Toleranz und Offenheit, die man dem 18. Jahrhundert nicht unbedingt zuordnen würde. Kirche und Staat, vielerorts durch den Adel vertreten, regelten das Leben der Familien in der Neuzeit. Seit 500 Jahren wird eine andauernde Wirkmacht der Familie durch Staat und Kirche begründet. Wir sollen so den Bund der Ehe eingehen und die Heirat erfolgt öffentlich und muss von der Kirche und dem Staat genehmigt werden. Beide legten ihr Veto ein, wenn es ihnen nicht passte. Der Staat weiss zudem von jedem, ob er Vermögen hat und wie gross dieses ist. So kann er Steuern eintreiben, die er braucht um seinen Ausbau voranzutreiben. Das konnte sehr weit gehen. Beispielsweise erliess im Jahre 1806 der Fürst von Liechtenstein ein Hausbauverbot in seinem Kleinststaat, um einer befürchteten Massenarmut entgegenzuwirken. Dieses Hausbauverbot hielt einige Jahrzehnte und wurde dann wieder gelockert, aber nie offiziell aufgehoben. Staat und Kirche bild(et)en ein Tandem. Erst 1974 wurde in Liechtenstein der Kirche das Zivilstandswesen entzogen, wo bisher die Pfarrer die Eheschliessungen und Todesfälle verzeichneten. Während Jahrhunderten haben die Menschen diese «Ordnung» akzeptiert.

Und nun der Sprung von der bestehenden Ordnung zum Wald und zur Wildnis. Diese Betrachtung ist nicht so abwegig, wie man meinen könnte. Wir stellten fest, dass der Mensch Ordnungsprinzipien schätzt. Als Gegenentwurf dazu gibt es draussen, lateinisch foris, den wüsten Wald. Der altrömische

Historiker Cornelius Tacitus beschrieb 100 n.Chr. den germanischen Wald als schauerlich und die Sümpfe seien widerwärtig. Es folgen mittelalterliche Figuren wie Robin Hood in Sherwood Forest: gesetzlos, ausserhalb der Kontrolle. Dieses Unkontrollierte drang tief in unsere Psyche ein und wirkt verstörend. Robin Hood ist Beschützer der Wehrlosen und Armen, kämpft gegen Kirchenmänner, die sich bereichern. Robin Hood verschafft sich sein Wald-Exil mit Pfeil und Bogen und er schießt als Sakrileg auf die herrschaftlichen Hirsche. Er ist ausserhalb des Anschlusses an Gesellschaft und Obrigkeit. Nach spätmittelalterlicher Sichtweise ist der Wald eine gefährliche Wildnis, ein gesetzloser Lebensraum mit eigenen Regeln. Von dort droht Ungemach. Alles was «draussen» ist, ist nicht kontrollierbar, «drinnen» hat man es im Griff.

Mit der romantischen Epoche im 19. Jh. entwickelte sich mehr Liebe zum Wald. Trotz Romantik ist den Lesern der Grimm'schen Märchen das mittelalterliche Bild der Wälder aber noch vertraut. Auch diese Wälder liegen jenseits der Grenzen der vertrauten Welt. Dort begegnet man ungewöhnlichen Geschöpfen und man kann verzaubert oder verwandelt werden. Die Wälder sind auch Orte des Verbotenen, wo im Übrigen «Rotkäppchen» seine Lektion lernt. Und dazu bedient man sich noch des bösen Wolfes, aber das wäre eine weitere Geschichte.

Und heute? Auch dort, wo wir einiges nicht mehr müssten, wird die «Ordnung» meist akzeptiert, die Familienbande werden ihre Renaissance haben und es wird an vielem wieder vermehrt festgehalten. Das ist vielleicht ein Stück weit eine Erklärung dafür, dass unkontrollierte Wildnis gewisse Akzeptanzschwierigkeiten erhält und wir mehr mit der Kultivierung der Landnutzung vertraut sind.

Der biologisch Geschulte weiss hingegen, dass es die menschliche Ordnung so in der Natur nicht gibt, so wie dort auch kein austariertes ökologisches Gleichgewicht besteht. Es gibt unerkannte Vielfalt, stellenweise auch Monokultur; es gibt Sturm, Feuer und Überschwemmung in der Natur, Ereignisse, die wir Katastrophen nennen. Wildheit macht Angst. Mit dem Pflegen verbinden wir Ordnung und wir helfen so vermeintlich auch der Natur auf die Sprünge. So tat es auch der Naturschutz der vergangenen Jahrzehnte. Das macht stellenweise durchaus Sinn. Wir beginnen aber allmählich neben dem «Schützen durch Nutzen» zu verstehen, dass es auch «Natur Natur sein lassen» zum Erhalt der Ökosysteme braucht und dass Dynamik dabei eine grosse Bedeutung hat. Das beschleunigte Aussterben im 20. Jahrhundert und die weitere rasante Gefährdung vieler Arten macht es wahrscheinlich, dass die Gefährdung der biologischen Vielfalt für das Überleben der Menschheit noch bedeutsamer als der Klimawandel sein könnte. Das scheint allerdings von der Politik noch nicht erkannt zu werden. Der Nachteil dabei ist, dass das Aussterben leise geschieht, ein Temperaturanstieg aber im zeitlichen Kontinuum von Grad Celsius und anderen Einheiten gemessen werden kann. Beide – Klimawandel und Verlust der biologischen Vielfalt – sind eng miteinander verknüpft und sollten nicht gegeneinander ausgespielt werden, wie dies derzeit bei der Energieproblematik verhängnisvoll geschieht. Naturwissenschaftler befürchten Kippeffekte beim Biodiversitätsschwund, so etwa im Amazonas, der versteppen könnte und seine Bedeutung als «grüne Lunge» verlieren würde. Eine ausreichende Sensibilisierung für den Erhalt der biologischen Vielfalt auch zu unserem eigenen Nutzen ist noch nicht erreicht.

Beim Naturgarten fängt das Umdenken an. Die «alemannische» Gründlichkeit schuf im Hausgarten «Einfalt», also das Gegenteil von «Vielfalt». Abgrenzende Lorbeer- und Thujahecken und Rasenmäher-Roboter dominieren diese sterile Einfalt. Da und dort wird nun Baum und Strauch mit ein wenig Blumenwiese als Wildheit ermöglicht. Die Promotoren von Naturgärten werden nicht mehr als Spinner erklärt, Biodiversität in der Siedlung wird zum Thema. Man weiss inzwischen auch, dass das Stadtgrün in Form kleinster Wäldchen im Sommer die Hitze um bis zu 10 Grad Celsius an Ort mindern kann. Ähnliches gilt im Wald, wo die «Unordnung» mit Totholz am Boden zunehmend als

Beitrag zur biologischen Vielfalt akzeptiert wird. Man weiss auch, dass auch ältere Bäume Kohlendioxid binden können. Damit wird es möglich, Waldreservate mit freier Entwicklung auszuweisen.

Nun fehlt noch der nächste Sprung, Natur in grösseren Flächen in ihrer Eigendynamik ausserhalb der Kultivierung zu akzeptieren. Das verlangt ein Stück weit Abstand vom bisherigen Anthropozentrismus hin zum Biozentrismus. Inzwischen werden wir in internationalen Verträgen aufgefordert, bis zum Jahr 2030 30% der Flächen zu Land und zu Wasser als Schutzgebiete auszuweisen, davon 10% mit strengem Schutz. Wollen wir zur Zielerreichung nicht nur Grünfärberei betreiben, neudeutsch «greenwashing» genannt, so braucht es grössere Wildnisgebiete, also Flächen, wo wir zivilisatorisch nicht eingreifen und den Eigenwert der Natur akzeptieren. Dafür haben wir im Alpenbogen ausreichend Platz. Der wohl weltweit bekannteste Ökologie-Forscher E.O. Wilson formulierte: «Nature needs half». Es wird Zeit, Wildnisgebiete auszuweisen, zum Wohl der biologischen Vielfalt und der Menschheit.

Mario F. Broggi, 8.3.2023

